

Sasaki Kuni: Schicksal (運, *Un*)

oder: Wie der General Petroleumkönig wird

übersetzt von Kimura Hisao

und Dr. Hermann Bohner

NIPPON, Vol. V, Heft 3, Berlin 1939; S. 148–159

Für Kleinmütige, die noch in die Schule gehen müssen, ist Yokota ein tröstlicher Fall, eine gute Arznei. Wenn Yokota jedesmal, wenn es nicht weiter ging und er sitzen blieb, in Verzweiflung geraten wäre und alles weggeworfen hätte, hätte er schon drei oder viermal sterben müssen. Nein, der Mensch muß von höherer Warte aus die Dinge sehen mit einem Blicke, der sich durch nichts täuschen läßt. Das tut zwar Yokota natürlich nicht bewußt; dazu war er viel zu natürlich. Immerhin das glückliche Ende zeigte, daß er doch so gelebt hatte, und das ist für die Allgemeinheit das Wesentliche. Es war das Schicksal, das eben so in ihm angelegt war, und dies Schicksal ist eben das Entscheidende.

Zufällig kam ich damals – es ist aber noch nicht so sehr lange her – dazu, in einem Obergymnasium¹ mit diesem Herrn Yokota das Zimmer teilen zu müssen. Ich als Neuling; er war schon Schüler des zweiten Jahrgangs und Zimmervorsteher. Er hatte damals schon einen Vollbart stehen und genoß den Spitznamen „General.“

„Freut mich sehr, mit dir bekannt zu werden. Ich bin Schiller vom zweiten Jahr, sollte eigentlich aber vom vierten sein (was es ja aber gar nicht gibt). Paß auf! Nimm dir kein Beispiel an mir!“ war seine erste Ansprache, und ich fand das Ganze etwas merkwürdig. Er hatte also tatsächlich den ersten Jahrgang zweimal gemacht und war jetzt daran, den zweiten Jahrgang zum zweiten Male zu durchlaufen.

Im Landstädtchen ist die Welt eng; die Leute sind neugierig, und man wird leicht berühmt, Herr Yokota mit seiner großen robusten Gestalt und seiner Jiu-jitsu-Kunst war eine Sehenswürdigkeit geworden. Wenn der General mit dem würdevollen Backenbart, den dicken Knüppel in der Hand, gelassenen Schrittes über die Straße schlenderte, verbeugten sich die ihm begegnenden Schüler der Mittelschule vor ihm, und selbst die Seminaristen taten es regelmäßig und ehrerbietig. „Nur immer lustig, Kijima, damit du kein Heimweh kriegst,“ munterte er mich, den seiner Leitung anvertrauten Neuling, auf. Das Schicksal aber wollte nicht, daß dieses Verhältnis des Leitens seinerseits und des von ihm Geleitetwerdens meinerseits seinen natürlichen Gang lange weiterginge. Als ich in den zweiten Jahrgang kam, kam der General in den dritten. (Er ist ausdauernd, der General. Andre begnügen sich mit einem; er nimmt zwei.) Alle zwei Jahre geht der General eine Stufe hinauf. Als ich in den dritten Jahrgang kam, hielt der General nicht Schritt, Alle zwei Jahre blieb der General

¹ Oder Vorhochschule, *Kōtōgakkō*, dreijähriger Lehrgang; Jahresstufe entsprechend Deutsch: Unter-, Oberprima, 1. Jahr Hochschule. [Zum zeitgenössischen japanischen Schulwesen siehe die Arbeiten Bohners in seinem Werksverzeichnis № 26–29: https://bohnerbiographie.zenwort.de/bw_htm/bw_var.html#a026]

sitzen; von dieser Regel weicht er nicht ab. So war er denn mein Klassenkamerad geworden. Als ich aber im darauffolgenden Jahre den Schullauf beendete, konnte Herr Yokota, Gott weiß aus welchem Grunde, das nicht mitmachen; er blieb sitzen, und zwar zweimal nacheinander. Man muß wissen, daß dies zweimalige Sitzenbleiben im selben Jahrgange gerade das ist, was die Studierenden mit Recht am meisten fürchten; denn das ist schlimmer selbst, als für eine Zeit lang von der Schule verwiesen zu werden. Es bedeutet das nämlich, daß von Aufsteigen in eine neue Klasse oder gar von Absolvierung der Schule überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Laut den Statuten der Schule kann man nicht dreimal ein und denselben Jahrgang machen; man wird einfach von der Schule verstoßen, „Wie ist’s nur möglich?“ frugen wir uns entsetzt und standen alle betroffen. „Diesmal war’s doch wirklich an der Reihe, daß ich eins aufrücken sollte!“ sagte der General selbst und machte ein unschuldig dummes Gesicht, als sei der Geisterfuchs mit ihm im Spiele. Einer behauptete, die Schule sei schuld, es müsse irgendein Versehen auf seiten der Schule vorliegen, Man eilte in die Schule und fand, daß das leider nicht der Fall war. Statt fünfzig (von hundert), die der General hätte haben müssen, hatte er im Deutschen nur dreißig geleistet.

Nun kommt es ja in den Gymnasien manchmal vor, daß einer so sorgfältig ist, der Vollendung der dort vorgeschriebenen Studien, die jeder andere in drei Jahren erledigt, 6 Jahre zu widmen, und daß ihm am Ende dann das Urteil verkündigt wird: „Auf Fortschritt und Vollendung haben Sie keine Aussicht; es ist besser für Sie, einen anderen Weg zu wählen; Sie können ja vielleicht ein Privat-Obergymnasium versuchen.“ – Die Privat-Obergymnasien würden sich empören, wenn sie das hörten. Aber so von ihrer Staatlichkeit eingenommen sind nun einmal die Direktoren der staatlich errichteten Obergymnasien alle. Jedenfalls war es nun mit dem General eben dahin gekommen, und niemand anders war natürlich daran schuld als der General selbst. Aber grausam war es doch. Hätte man ihm doch im zweiten oder vierten Jahre gut zugeredet, auf die Schule zu verzichten, Der General selbst wie auch die Schule hatten sich in falschen Hoffnungen gewiegt; daher die Unentschlossenheit, die Unfähigkeit, Schluß zu machen, Jeder hatte auf das kommende Jahr gehofft, die Schule aus Barmherzigkeit, der General, nun eben, weil er voller Hoffnung war, und so war es so weit, ja zu weit gekommen. Die ganze Schule bedauerte sein Los; sie trauerte darum. Aller Blicke waren mitleidsvoll auf ihn gelenkt. „Es ist sehr grausam von der Schule, daß sie den Schüler, den sie sechs Jahre bei sich behalten hat, jetzt so von sich stoßen will. Dazu hat der General doch in diesem Semester die Schule tüchtig besucht,“ sagten die Kameraden. Es begann die Rettungsaktion für ihn. Wir verteilten uns und besuchten einzeln die beteiligten Lehrer; wir brachten vor, wenn man ihn nur irgendwie das Gymnasium absolvieren lassen würde, könnte er auf der Universität ohne Mühe vorankommen. Aber in der Lehrersitzung war man starrköpfig und nicht zu bewegen. „Alles, was Sie uns da vorlegen,“ sagte man (uns) darnach, „haben wir schon erwogen; es ist jetzt nichts mehr zu ändern. Auch auf der Universität müßte er wieder 6 oder 7 Jahre verbringen und würde doch nicht zu einem Ziel kommen. Es ist schon besser, er verzichtet jetzt ganz auf Schulbildung.“ Der Turnlehrer war unverschämt genug und sagte: „Sein Bart war mir immer ärgerlich!“

Außerhalb der Schule aber genoß der General allerfreundlichstes Wohlwollen. Stärker als das Glück der 160 Schüler, welche dieses Jahr erfolgreich die Schule verlassen konnten, machte das Unglück des Generals auf die Gemüter der Leute des Städtchens Eindruck. Gerade daß er im Orte sehr bekannt war, machte die Sache umso peinlicher. „Er hat so etwas Mächtiges und Stattliches! Wie ein Gouverneur! Ach, mit dem Studieren muß es doch eine sonderbare Sache sein!“ sagten die Rickschah-Leute, welche jedesmal am Anfang und am Ende der Ferien die Schüler von und nach dem Bahnhof fuhren, und machten ernste Gesichter. „Mein Gott, der Arme! Wie der uns dauert!“ sagten die Kellnerinnen im Sukiyaki-Restaurant mit traurigem Gesicht. – „Ich kann ja nicht aus dem Haus gehen, Jeder starrt auf mich; wenigstens kommt mir das so vor. Ich muß mich

in der Nacht auf und davon machen, mit dem Nachtzug!“ sagte der General selbst und verschloß sich in der Pension in seinem Zimmer. Da er aber ein Mann war, der solche Sachen immer in aller Stille ohne viel Grämens mit sich selbst abmachte, war ihm eigentlich Trost von anderer Seite nicht so sehr not. „Das hat alles auch nichts zu sagen. Ich bin am Ende eben nicht von dem Schlag, der durch Schulbildung weiterkommt. (Das ist nicht mein *Un*), daß ich trotzdem bis in den dritten Jahrgang heraufgekommen bin, das verdanke ich nur euren Bemühungen. Ich gehe nun in meine Heimat aufs Land und werde Bauer. Mit dem Deutschen bin ich genug geschunden worden;² ich werde es auch meine Nachkommen nie lernen lassen!“

Schon machte der General wieder solch einen Spaß, so weit hatte er sich in die Katastrophe geschickt. Die Wahrheit zu sagen, sah er eben die Sache mit dem Blicke, der sich nicht täuschen läßt; er sah klar, daß er nur durch Hilfe anderer alle zwei Jahre die Prüfung hatte bestehen können und auch das nur mit knapper Not; er sah, daß das alles nicht sein eigenes Werk gewesen war, sondern daß er von den jeweiligen Mitschülern wie auf einer Tragbahre nach und nach bis in den dritten Jahrgang heraufgetragen worden war. Auch die Schule hatte als gemacht diesen klaren Blick entwickelt und hatte darum unsern Rettungsplan vereitelt: sie hatte nämlich dieses Jahr durch die ganze Prüfung hindurch dicht bei dem General eigens einen besonderen Wachthaber aufgestellt und jede Verbindung unsererseits mit dem General aufs sorgfältigste abgeschnitten. Die Folge war gewesen, daß der General seine wahre Leistung an den Tag gelegt hatte. Und die war eben auch dementsprechend gewesen, und alles war gekommen, wie es hatte kommen müssen. Unsere Rettungs-aktion kam zum schmachlichen Ende; irgendein Erfolg war nicht zu verzeichnen. Und wir Klassenvertreter hatten überdies die Freude, zum Direktor gerufen zu werden, der uns folgende Ansprache hielt; „Sie alle haben ein falsches Mitleid mit Yokota gehabt und haben es noch. Daß er sechs Jahre lang hier in der Schule geblieben, daran sind Sie und Ihre Vorgänger schuld. Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten! Sie sind noch lange nicht Manns genug, für andere zu sorgen. Sie haben mit sich selbst genug zu tun, Haben Sie acht, daß nicht Ihnen etwas Arges passiert!“ – Da wir um unsere Mitschuld wohl wußten, gaben wir dem Direktor bei uns selbst recht und entfernten uns, ohne ein Wort vorgebracht zu haben. Noch am selben Abend ward für Yokota ein Abschieds- und Trostessen gehalten, und in der Mitternacht begleiteten wir ihn zur Bahn. „Das hätte ich mir vordem auch nicht träumen lassen, daß ich sechs Jahre hier bin und dann so abschließe; das ist ja die reinste Flucht bei Nacht und Nebel!“ Und dabei wurde auch der General nachdenklich und ein wenig melancholisch, „Kameraden, ich danke Euch für Eure Freundlichkeiten!“ schrie er mit angestrenzter Stimme und wandte sein Gesicht ab. Es war dunkel, wir konnten nicht deutlich sehen; gewiß weinte er in sich hinein, Uns blieb auch etwas im Kehlkopf stecken, und wir brachten gerade noch heraus: „Lebe wohl!“ – „Ein Jammer um ihn!“ sagten wir, als wir gingen. Wir verließen in der allertraurigsten Stimmung den Bahnhof. Wir, die wir die Schule absolviert hatten, hätten eigentlich schon Tage zuvor dieses Städtchen verlassen können, aber solange unser General noch am Platz war, war uns das unmöglich gewesen.

In den darauffolgenden Jahren wechselte ich mit dem General ein paarmal Briefe und Neujahrs-Glückwünsche. Das war aber alles, Aus den Augen, aus dem Sinn, dagegen ist nun einmal nichts zu machen. Wenn aber die alten Freunde gelegentlich zusammenkamen, kam das Gespräch auf den General. „Was tut der General jetzt?“ fragte man. „Er bauert,“ hieß es dann, „was sollte er

² Der Ausdruck „geschunden“ ist nicht rein negativ zu verstehen. Oft kommt in Japan ein früherer Schüler zu dem einstigen Lehrer und bedankt sich eigens dafür, daß der Lehrer ihn so sehr geschunden, hart hergenommen habe. Die allgemeine Mentalität setzt voraus, daß ohne solches kein wirkliches Wissen und Können entsteht. Auf's Deutsche fällt der Blick besonders, da das Englische schon in der Mittelschule, von unserer Sexta-Stufe an, eingezogen ist, das Deutsche dem Obergymnasium die besondere Signatur gibt und in Schule und Lehrermentalität (zusammen mit Englisch) sehr wichtig ist, ja oft für das Wichtigste gehalten wird, freilich, schwierig wie es ist, große Anforderungen an ostasiatischen Sprachverstand stellt und daher auch oftmals seine Opfer heischt.

anders tun? Er hat doch gesagt, daß er genug Land hat, sich zu ernähren; da hat er ja keine weitere Sorge ums Leben.“ Und jedesmal, wenn auf der Universität das Examen kam, mußte ich an ihn denken; denn es geht beim Examen auf der Universität bedeutend milder zu als auf dem Obergymnasium. Die Studenten werden mehr oder weniger als Herren behandelt; und wir hätten viel größere Möglichkeit gehabt, den General nicht im Stich zu lassen. Man mochte wirklich sein Geschick beklagen. „Auf der Universität jetzt hätte er gut durchkommen können. Helfen hätten wir können, soviel wir gewollt hätten. Es ist ein Jammer um ihn. Wenn er nur hier wäre!“ sagten mehrere von uns. Sie sagten die Dinge, wie sie waren.

Lange hatte Yokota nichts mehr von sich hören lassen. Eines Tages aber bekam ich von ihm, außer einem Glückwunsch-Schreiben zum Neuen Jahre, eine Postkarte, deren Inhalt war, er komme baldigst nach Tokio und wolle bei mir übernachten. Ich wollte eben darauf erwidern, als ein Telegramm ihn anmeldete, und gleich darauf war er selbst da: groß, stattlich, würdevoll wie einst, nur in noch höherem Grade. „Hätte ich doch gewußt, wann du kommst, so hätte ich die anderen zusammengebeten; aber Postkarte, Telegramm und dann du selbst, so rasch hintereinander, da wußte ich wirklich nicht was machen und ich kam gar nicht dazu, die andern zu benachrichtigen. Aber ein paar Tage hast du doch Zeit?“ sagte ich und empfing den fernhergekommenen Ehrengast mit freudiger Begeisterung. „Meine Angelegenheiten sind schon erledigt; ich will dich nur noch den Sonntag beanspruchen.“ – „So bleibe doch nur lange bei mir in Tokio, wir haben uns ja so lange nicht gesehen.“

„Ja, drei Jahre sind es her. Damals habt ihr eure Mühe mit mir gehabt. Wie ein Traum ist das heute.“ Er brachte das Gespräch auf die Schule zurück. Nach einer Weile fragte ich ihn, was für Angelegenheiten es denn seien, die ihn hergeführt hätten. „Eine Inspiration, könnte man sagen. Es ist mir so beigegeben, und da habe ich mich Hals über Kopf hierher aufgemacht. Eine Sache, die Geld bringt! Wenn du hören willst ...“ „Die Geld bringt? Du siehst mir aber gar nicht darnach aus!“ – „Alles schwebt noch wie in den Wolken. Wenn die Sache aber wird, hab' nicht nur ich Geld, das ganze Dorf, nein die ganze Präfektur schwimmt in Geld.“ So sagte er, griff in seinen Bart und strich daran herunter. Er pflegte das zu tun, wenn er in gehobener Stimmung war und wenn er stolz sein durfte. „Das ist eine lange Einleitung,“ sagte ich. „Es handelt sich um das Land in meinem Besitz. Das Stück Boden heißt von alters her „Heißwasserfeld“ und niemand weiß warum. Man nennt mich infolgedessen den jungen Herrn von Heißwasserfeld. Man hat mir den Beinamen zu Lebzeiten meines Vaters gegeben und braucht ihn jetzt noch. Als ich nun in letzter Zeit nachts im Bette lag, mußte ich doch über diesen Namen nachdenken. Es muß dem Namen nach auf diesem Boden einmal heiße Quellen gegeben haben, dachte ich. Ich fragte die Mutter, und sie erzählte mir, zur Zeit meines Urgroßvaters hätte eine Bande von Bettlern da auf dem Hügel am Rand des Feldes gehaust; die hätten jeden Tag im unteren Bach gebadet. Die Bettler, sagte ich mir, haben da nicht einfach ein gewöhnliches Flußbad genommen, sondern (– da ja auch der Bettler bei uns jeden Tag sein heißes Bad will –) ein heißes Bad. Es ist ja auch schon sehr oft vorgekommen, daß Bettler oder Tiere heiße Quellen entdeckt haben.“ „Bravo!“ sagte ich. „Ich zog hierauf,“ fuhr er fort, „ein topographisches Buch zu Rate und fand, daß es in der Gegend eine Ortschaft „Heißwasserfluß“ gegeben habe, wo eine heiße Quelle gewesen sei. Mein Glück schien vollkommen, Aber im nächsten Augenblick mußte ich leider entdecken, daß diese Ortschaft ungefähr 14 Meilen in südlicher Richtung von meinem Landstück liegt.“ „Dann ist die Sache also nichts!“ „Ich bemühe mich jetzt, Heißwasserfluß und Heißwasserfeld zusammen und zur Deckung zu bringen; aber vorerst komme ich nicht voran damit, Zwar gibt es jetzt noch jene Ortschaft Heißwasserfluß; die hat aber keinen Fluß; im Gegenteil, sie leidet jährlich schrecklich unter Trockenheit, heißt es. Die Topographie ist auch nicht so zuverlässig, muß ich sagen.“

„Du scheinst ja auf dem Weg zu sein, Millionär werden zu wollen, indem du heiße Quellen aufspürst?“ „Ja. So ungefähr. Wie es mit der Ortschaft Heißwasserfluß steht, weiß ich nicht; aber mein Heißwasserfeld läßt mich hoffen. So wenigstens schwant mir; denn außer der Geschichte mit der Bettlerbande gibt es noch die merkwürdige Tatsache, daß mein Feld weit und breit ringsherum das einzige ist, wo im Winter sich wilde Enten scharen und da verweilen. Das Wasser wird da im Innern warm, weil auch die Erde warm ist und das lockt die Enten herbei,“ – „Vielleicht ist es aber nur sonnig dort, und das ist es.“ – „Die ganze Gegend ist aber gleichmäßig sehr sonnig. Kurzum, Probieren geht über Studieren. Ich habe mich jetzt entschlossen, versuchsweise bohren zu lassen; ich kann ja abwarten, Zeit habe ich ja im Überfluß, wie du siehst.“ „Du riskierst aber viel.“ „Das schon, Den Tadel laß ich mir gefallen. Aber der Mensch muß Glück haben! Wenn die Sache gelingt, wird es etwas überaus Großartiges! Der Ort ist vom Bahnhof kaum einen halben Kilo-meter entfernt. Ein idealer Badeort entsteht, Im Hintergrunde die hohen Berge; Landschaft und Aussicht lassen nichts zu wünschen übrig!“ „Wie ist’s mit dem Bohren?“ „Das ist eben, was mich hierher geführt hat, Es gibt hier eine sogenannte Quellenbohrgesellschaft. Sie bohrt eigentlich Brunnen. Ich habe sie damit beauftragt. Man verlangt 1000 Yen für ein Rohr. Ziemlich teuer, nicht wahr?“ „Und hast du schon einen Vertrag abgeschlossen?“ fragte ich erstaunt. „Gestern haben wir die Sache erst mal telegraphisch besprochen; heute ist der Vertrag für ein Rohr abgeschlossen worden. Man bohrt 100 m tief hinunter,“ Er machte die Gebärde des Bohrens mit beiden Händen. „Ja, wenn’s bei dir schnell gehen soll, dann geht’s schnell: darin hast du dich gar nicht verändert!“ „Bis zu drei Rohren werde ich’s versuchen. Da das Land sehr ausgedehnt ist, je mehr Rohre je sicherer; so haben die Sachkundigen gesagt. Aber über drei hinaus kann und will ich nicht.“

„Mir wäre ein Rohr schon genug. Ist das alles nicht ein wenig tollkühn von dir?“ Ich wollte ihm, wenn möglich, die Sache ausreden. „Ja, Kühnheit kann man es schon nennen. Aber wäre ich auf die Universität gekommen, hätte ich da wieder sechs, sieben Jahre lang sitzen müssen.“

Mit dem Geld, das ich dazu gebraucht hätte, kann ich doch ruhig einmal einen Schlag führen, wenn er auch tollkühn heißen mag.“ „Und deine Mutter sagt ja dazu?“ „Ich will alles tun, daß sie ja sagt. Es wird doch auch ihr eine große Freude machen, wenn die Sache gelingt.“ „Wenn sie aber nicht gelingt?“ „Dann muß ich zum zweiten Mal der ungeratene Sohn werden. Ja, seinerzeit (als ich von der Schule mußte) wußte ich in der Tat nicht, wie mich vor der Mutter zeigen. Die Geschichte machte sie sogar krank.“ Yokota brachte die Unterhaltung wieder auf das, was nun drei Jahre zurücklag.

Er reiste ab. Ein halbes Jahr verging, und er ließ nichts weiter von sich hören, Er hatte mir versprochen, sogleich Nachricht zu geben, wenn eine heiße Quelle entdeckt werde. „Natürlich,“ sagte ich mir, „das war ja voraus zu sehen; sein Versuch ist mißglückt,“ Zu der Zeit war gerade auf der Universität Prüfung, und ich hatte keine Zeit, mich um den heißen Brunnen eines andern zu kümmern. Ich stak tief in meiner Arbeit. Da, eines Abends, erschien unerwartet Yokota, der Freund. „Und die Bohrererei?“ fragte ich, „Funktioniert. Schon kommt’s heraus!“ „Eija!“ „Schlammwasser, dreckiges Zeug.“ „Was??? Bei allen drei Rohren?“ „Bei zwei. Zwei aber tun’s nicht. Ich bestelle noch eines. Dazu bin ich gekommen.“ „Du tätest besser, Schluß zu machen und zwar jetzt. Die Sache ist aussichtslos, das ist sicher,“ sagte ich, da ich dachte, daß es jetzt die höchste Zeit wäre, ihn von seiner Tollheit abzubringen. „Durchaus nicht! Nimm nur einmal diese ungeheure Aufregung! diese Erwartung! dieses aufs äußerste Gespanntsein! Das alles ist schon den ganzen Spaß von 1000 Yen für ein Rohr wert, Das Durchkommen oder das Sitzenbleiben im Gymnasium kann sich damit lange nicht messen.“

Es steckte in Yokota offenbar etwas von einem Spieler, das merkte ich, einem leidenschaftlichen Spieler. Das Durchkommen oder das Sitzenbleiben in der Schule war ihm also auch wie

Glück oder Unglück beim Spiel gewesen, „Dann kaufe doch lieber Totalisatorkarten.“ „Das ist die Wette um der Wette willen. Bei mir ist es doch etwas anderes. Da ist das zukünftige Gedeihen einer ganzen Gegend miteingeschlossen, und gerade deshalb kann ich auch so leidenschaftlich sein, Ja, und höre nur mal, das Dreckzeug, das durch das zweite Rohr heraufkam, war ein wenig warm. Bohrt man noch 300 m tiefer, denke ich, so kommt man an das heiße Wasser.“ „Was denkt der Ingenieur?“ „Er denkt ganz wie ich. Wenn mit einem einzigen Rohr oder mit zwei Rohren eine heiße Quelle aufgefunden werden könnte, würde ganz Japan von heißen Quellen überfließen, sagt er, Nein, ein derartiges Vorhaben durchzuführen, dazu braucht man einen Geist, der hart ist und geduldig, kurz, der unerschütterlich ausharrt.“

„Und da willst du so bis in die Ewigkeit fortmachen?“ „Das Schiff ist nun einmal bestiegen, Solange noch Geld da ist, gebe ich's nicht auf.“ „Und willst du nicht einen erstklassigen Fachmann zu Rate ziehen, bevor es zu spät ist. Dein Ingenieur ist doch Ingenieur bloß zum Bohren.“ „Er ist Spezialist für heiße Quellen. Und was den erstklassigen Fachmann betrifft, so bin ich in diesem Augenblick vielleicht der erstklassigste.“ – „Mit hastig zusammengerafften Kenntnissen ist da nichts zu machen.“ –

„So darfst du nicht sagen. Wer wie eine blanke Klinge wird, der lernt auch deutsche Bücher lesen, Gegenwärtig beziehe ich aus Deutschland immerfort, was es an Fachliteratur über diese Sache gibt, und ich kann dir sagen: was ich da studiere, das ist gründlich. Und es macht mir unheimlich Spaß, daß alles, was ich meine oder was ich erfahre, dem, was in diesen Büchern steht, bis in die kleinsten Einzelheiten entspricht, Selbst mein Ingenieur ist baff darüber, was ich alles von der Sache weiß und vor allem, wie trefflich ich urteile, sagt er,“ „Aber das alles macht mir keinen Eindruck,“ sagte ich, „solange da nur Dreck herausquillt,“ Ich wollte auf jede Weise ihn von seiner aussichtslosen Sache abbringen. „Mit Laien ist nicht gut reden. Wenn klares Wasser herauskäme, dann wäre die Sache klar.“ „Wieso klar? In gutem Sinne?“ „Nein, eben gar nicht. Dann wäre von einer heißen Quelle gar keine Rede, dann wäre da nur ein Brunnen wie alle andern auch. Siehst du nicht, daß ich keinen solch wasserklaren Brunnen zum Ziel habe. Gerade das merkwürdige Zeug, was dabei herauskommt, macht die Sache so klar und hoffnungsreich.“ So kehrte er den Spieß um und richtete ihn gegen mich. Als wir uns das nächste Mal wieder trafen, hatte ich die Hochschule absolviert und war ganz damit beschäftigt, eine Anstellung zu erjagen. „Für mich ist wenig Hoffnung, Von uns hat nur Okochi in der Mitsui eine Stelle gefunden, Die, wie ich, nur mit mittleren Leistungen promoviert haben, haben fast keine Aussicht, Anstellung zu finden. (Was mache ich nur?) Vielleicht finde ich für lange Zeit keine Stelle. Ich darf nicht mehr so weiter hinleben wie bisher.“ Ich sprach ihm vor allem meine Besorgnisse aus. „Das ist nun einmal so in der Welt. Es geht nicht, wie man will. Ich zum Beispiel, habe eben das vierte Rohr angefangen, und ich gerate dabei in immer schlechteren Ruf,“ sagte er und kratzte sich hinter den Ohren. – „Habe ich dir nicht immer schon gesagt, du solltest Schluß machen,“ sagte ich. „Ich habe nie gedacht, daß du so borniert bist. Ich wollte diesmal unerbittlich sein. „Je tiefer wir gehen,“ sagte er, „desto wärmer wird der Dreck, deshalb werde ich es nie aufgeben können.“

„Beim dritten Rohr kam also auch nur Dreckwasser?“ „Aber ein Dreckwasser anderer Sorte, ein vielversprechender Dreck kam heraus!“ Mit jedem Zusammentreffen fand ich ihn stärker überzeugt. „So ist doch ein Schimmer von Hoffnung da?“ „Gar nicht nur ein Schimmer; das Licht wird immer stärker! Nur schade, daß die andern mit mir immer unzufriedener werden.“ „Das ist doch sehr begreiflich. Mir geht es genau so, Denke doch nur an deine Mutter!“ „Da ist alles ganz gut. Aber meine Braut – da ist es wohl aus.“ „Da ist wohl auch der Dreck schuld, den ihr da herausbohrt?“ „Leider ja. Man sagt, ich sei jetzt selber verdreckt. Ich hatte schon gedacht, daß man das vielleicht einmal sagen werde.“ „Ich hoffe, daß man das bloß sagt, aber ...“ „Ja aber ..., daß ich es nicht wirklich bin – das wolltest du sagen, Schlimm genug! Ich ist aber zu arg! Ich gebe aber

doch nicht nach, das sage ich dir! Ich kann es einfach nicht mehr! Ich bin jetzt wie ein Morphinist. Ohne das Geknatter der Motoren kann ich einfach nicht mehr leben, auch nicht mehr schlafen,“ „Wo ist dein Büro? Im Hause, wo ihr wohnt?“ „Nein, draußen auf dem Platze dort habe ich eine Holzbude bauen lassen und dort bin ich auch nachts immer,“ „Das ist ja schon das reinste Fieber, das du hast!“ fuhr es mir heraus. Dabei legte ich mir ernstlich die Frage vor, ob der General nicht doch am Ende verrückt geworden wäre. „Willst du nicht mit mir kommen und den Betrieb ansehen? Zeit hast du doch im Überfluß?“ „Leider ja, aber.“ „Was aber? Hast du Angst, daß die Leute dann auch dich für verrückt erklären?“ „Das meinetwegen auch. Mich interessiert aber mehr, wie es mit dir dabei ist. Jedenfalls kann und darf ich von jetzt an nicht mehr bloß den unbeteiligten Zuschauer spielen.“ „Gut! Du gehst also mit mir. Wir fahren morgen.“ „Gut! aber nicht jetzt. Jeden Augenblick nämlich kann mir eine Stelle angeboten werden.“ „Ausgeschlossen! Das passiert nicht, Da kannst du sicher sein. Nur keine Sorge. Das ist mit deiner Stelle gerade wie mit meiner heißen Quelle; das geht alles nicht eins zwei drei, Immer langsam voran! Eile mit Weile!“

Er drängte mich. Ich wollte nicht. Ich versprach, kommenden Frühling zu kommen. Der Frühling war vorbei, der Sommer war schon da; meine Stelle schwebte noch irgendwo im Ungewissen. Ich hatte Bedingungen gestellt, und diese hatten die Sache erschwert. In die Kolonien wollte ich doch nicht. So blieb mir nichts anderes übrig, als auf diejenige Zeit des nächsten Jahres zu warten, da (wieder wie dies Jahr) junge Leute eingestellt würden. In Tokio weiter zu bleiben war überflüssig; ich beschloß, zunächst einmal in die Heimat zurückzukehren. Darüber kam mir Yokota in den Sinn, und ich schrieb ihm, wie es um mich stehe, und daß ich nach meiner Heimat führe. Umgehend erwiderte er. „Wir versuchen jetzt Rohr 6 und Rohr 7, beide gleichzeitig, Rohr 4 und 5 haben nur Dreck gebracht, Ich kann nicht mehr sagen: führt das zum Guten oder zum Schlechten? Die Mutter – will mir scheinen – ist in letzter Zeit auch auf die Seite der Verwandten gegangen. Mit Verlobung und Hochzeit ist es aus. Rings um mich nur feindlicher Gesang. Bist du erst in die Heimat zurückgekehrt, so wird es mit der Verbindung zwischen uns noch schwieriger werden, Komm doch vorher einmal und besuche mich bitte! Du kannst dir nicht denken, wie ich darauf warte ...“ Ich las aus diesen seinen Sätzen schon die Verzweiflung, Aber, daß er noch zum 6. und 7. Rohr gegriffen hatte, machte mich doch erstaunend. Ich hatte mich in der Hoffnung gewiegt, es hätte ihn unterdessen die Sache selber von dem Fieber kuriert. Ich fühlte jetzt, daß es unserer Freundschaft nicht würdig wäre, wenn ich weiter nur Zuschauer bliebe. Den Abend darauf fuhr ich vom Ueno-Bahnhof in Tokio ab, der Heimat meines alten Kameraden zu. Ich fuhr mehr als zehn Stunden auf der Nord-Ost-Linie und stieg bei einer kleinen Landstation aus, wohin Herr Yokota, telegraphischer Verabredung gemäß, mich abzuholen sich schon bemüht hatte. „Endlich bin ich doch noch gekommen, und zwar mit ganz bestimmtem Zweck,“ sagte ich. Dieses „mit ganz bestimmtem Zweck“ faßte er sofort anders auf als ich meinte, und er sagte: „Dann gehen wir gleich zum Betrieb.“ Auch auf dem Wege sprach er nur vom Betrieb und vom Dreckwasser. Ich war gekommen in der ganz bestimmten Absicht, ihn ernstlich mit meiner ganzen Kraft endgültig von der ganzen Sache abzubringen; aber keine einzige günstige Gelegenheit wollte sich mir bieten, damit herauszukommen. Wie in seinem Briefe stand, knatterten im Betrieb die Motoren – eine eintönige Musik –. Aber es war ein viel großartigerer Betrieb, als ich mir gedacht hatte, Ich wurde auch dem Ingenieur vorgestellt. In die Holzbude, in der mein Freund arbeitete und schlief, wurde ich geführt, Rings an den Wänden Büchergestelle, vollgepfropft mit Büchern über Büchern, inmitten ein unansehnliches Bett. „Da schlafe ich, da höre ich die Motoren, das ist meine Musik – und ich träume von dem großen Erfolg.“ So sagte mein Freund und lächelte ein wenig traurig. „Das ist aber doch lauter Spezialliteratur,“ sagte ich. Als berühre mich die blanke Klinge seines Ernstes, so ward mir. So hatte er früher nie Bücher gelesen, – Dann wurde ich in sein Wohnhaus geführt. Als ich seiner Mutter vorgestellt wurde, sprach sie mir aufs höflichste Dank für die vielen freundlichen Taten aus, die ich ihrem Söhnchen Kerinosuke, unserm General, zugute getan hätte,

und ich fühlte mich etwas beschämt und verlegen. Wir speisten zusammen schön zu Mittag, und darnach vergaßen wir uns eine Zeit lang über dem Gespräch. Am Ende fragte mich Yokota, der schon gegen Ende des Gesprächs unruhig geworden, ob ich müde sei. „Gar nicht,“ antwortete ich. „Dann gehen wir wieder zum Betrieb!“ „Wie du willst,“ sagte ich. Ich mußte ihm folgen. Er zeigte mir die schon gebohrten Schlammbrunnen einen nach dem andern, Für ihn mußten diese einen viel größeren Wert haben als alle Sehenswürdigkeiten und geschichtlichen Denkmäler der Welt; mir waren sie nur Löcher, jedes für sich und alle zusammen klarer Beweis des Bankrotts. Aber obwohl ich sie und, mit ihnen ad oculos demonstriert, den Mißerfolg vor Augen hatte, konnte ich doch nicht anders als immer wieder mit dem Kopfe nicken und dabei sagen: „Ach so!“ oder „Ja, ja!“ – so sehr war ich von seinem Eifer im innersten Herzen gebannt. Nach dem Abendessen sagte er zu mir, ich sei wohl sehr müde, ich möchte doch, wenn ich wollte, mich bald zur Ruhe begeben, er müsse noch eine Weile auf der Arbeitsstätte sein, – und damit verschwand er wieder.

„Ja, genau so ist er, wie Sie es jetzt gesehen haben; ich weiß wirklich nicht, was daraus werden wird,“ klagte mir die Mutter. „Ja, kann man denn noch irgend hoffen?“ fragte ich und setzte das Gespräch mit der Mutter eine Weile fort, ihn hernach desto besser und ergreifender zu warnen und zu ermahnen. Der Mutter schien aber die Nutzlosigkeit aller Ermahnungsversuche von vornherein klar zu sein. Sie sagte am Ende: „Wenn er alles verbraucht hat, was er verbrauchen kann, wird er zu sich kommen. So denke ich und lasse ihn gewähren.“

Es war gegen neun Uhr. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung!“ sagte er zurückkommend. „Aus ein paar Minuten sind ein paar Stunden geworden!“ Erst jetzt hatte er auch ein paar Augenblicke Gehör für mich, daß ich ihm von meiner mühevollen Stellenjagd erzählen konnte. „Und was von beiden wird zuerst endgültiges Fiasko sein?“ sagte ich dann. „Von beiden? Wie meinst du das?“ „Nun, deine Quelle – meine Stelle (um die ich mich beworben und auf die ich immer noch hoffe)?“ „Nun, meine Quelle in dem Augenblick, wo ich Verzicht leiste – das braucht gar nicht mehr lange zu sein. Die beiden jetzigen Rohre, die letzten zwei, werden für mich alles entscheiden. Aber wir wollen uns jetzt schlafen legen und später einmal ruhig darüber weiter sprechen.“ „Einverstanden. Aber wenn bei diesen zwei auch wieder nur Dreckwasser heraufkommt, dann leistest du Verzicht –?“ „Aber das Dreckwasser jetzt, wie ich es gerade gesehen habe, ist anders als das bisherige, Wer weiß aber, wie lange und wohin mich dies „Anders“ noch weiter führt!“ „Ich kann dir schon nachfühlen, hab’ ich doch gesehen, wie es bei dir heißt: alles oder nichts!“ Ich konnte nicht anders, ich mußte dieser meiner Ergriffenheit Ausdruck geben. Als wir uns niedergelegt hatten, sagte Yokota: „Seit langer Zeit schlafe ich heute zum erstenmal wieder hier im Hause,“ und seufzte, „Mußt du nicht unbedingt auf der Arbeitsstätte sein?“ „Wenn etwas sich ereignen sollte, läutet es,“ „Was läutet denn?“ und ich machte die Augen auf. „Die elektrische Klingel, die du da siehst,“ sagte er im Bette und deutete mit seinem Kinn in der Richtung, wo die Klingel an der Wand war. „Du bist ja auf alles bedacht! Und die ist mit der Bude drüben in Verbindung?“ „Wenn die Klingel einmal läutet, dann ist alles gut. Es kann aber auch sein, daß sie ewig stumm bleibt.“ „Das ist also das Signal des Erfolgs?“ „Ja, und zwar für die Mutter. Kommt heißes Wasser herauf, so drücke ich auf den Knopf drüben, so ist es ausgemacht.“ „Möchte das nur bald sein, daß deine Mutter aller Sorgen los und ledig wird!“ sagte ich aus innigst gerührtem Herzen. –

Ich hatte in der vorhergehenden Nacht nicht gut schlafen können, so schlief ich bald ein und sank in tiefen Schlaf. „Kijima! ! Kijima!!“ brüllte jemand neben mir, „so wach doch endlich auf!“ „Was ist los?“ „Es klingelt!“ „Bravo!“ rief ich und war schon aufgesprungen. Die Klingel schrillte noch immer in der stillen Nacht. Yokota rannte davon; noch im Laufen band er den Gürtel. Ich sprang ihm nach und warf mir im Laufen einen Haori über. Der Morgen graute; im Osten ward es hell. Wir waren einst beide auf der Schule Kurzstreckenläufer gewesen ... wir liefen, was Beine und Atem hergaben, „Hallo! Herr Yokota!“ schrie der Ingenieur von weit drüben. „L-ä-u-f-t-e-s?“

„J-a-a!“ kam es zurück. Wir liefen die letzte Strecke zu Ende, daß uns der Atem ausging. P-e-t-r-o-l-e-u-m! Herr Yokota, Petroleum!“ „P-e-t-r-o-l-e-u-m?“ schrie Yokota und klammerte sich an den Ingenieur und taumelte dann zu Boden. – „Ist alles in Ordnung?“ sagte ich und half ihm auf, „Mutter! meine Mutter!“ rief er und umarmte mich. „Ich schicke gleich zu ihr,“ sagte der Ingenieur zur Beruhigung und damit lief er auf die Bohrstelle zu; wir folgten ihm auf den Fersen. Und richtig! da sprudelte es in mehrere Meter hoher Säule in die Höhe und es spritzte nach allen Seiten, so daß man nicht nahe herangehen konnte.

Die Arbeiter waren außer sich vor Freude; sie klatschten in die Hände und tanzten umher. „Es sprudelt immer noch so hoch wie am Anfang. Der Verkauf der Rechte allein würde Millionen bringen,“ erklärte der Ingenieur. Mein Freund saß da wie angewurzelt und starrte vor sich hin ... eine lange Zeit, dann fing er vor Freude an zu weinen. Ich weinte mit ihm. Die Morgensonne ging auf und sandte ihre ersten Strahlen aus.



Zwanzig Jahre sind seitdem dahingegangen. Die Gründungszeit der Ost-Japan-Petroleum-Aktien-Gesellschaft ist von Sagen wie von Nebel-schleiern umwoben, Daß der Präsident der Gesellschaft, Herr Yokota, zuerst die Aufspürung einer heißen Quelle beabsichtigte und in der Ortschaft Heißwasserfeld die Bohrarbeit begann, wird zwar, der Wirklichkeit getreu, überliefert. Daß aber der führende Direktor Kijima – das ist meine Wenigkeit – Heißwasserfeld als Ölfeld gedeutet habe (beides heißt im Japanischen gleicherweise *Yu-da*³) und den Präsidenten dementsprechend instruiert habe, ist reine Fabel. Da aber alle Welt das fest glaubt, ist nicht not, durchaus das berichtigen zu wollen. Daß die Mutter bis zum ersten Hervorsprudeln des Petroleums das ganze Jahr hindurch, Monat für Monat, nach dem Tempel der (von ihr besonders verehrten) Asakusa-Kwannon eine Wallfahrt unternommen habe, ist schöne Legende, Daß die Mutter den Abend vor dem Hervorsprudeln des Petroleums einen heiligen Traum geträumt habe, ist gleichfalls Sage. Daß der jetzige Präsident sich damals einzig und allein dem Geschäft habe hingeben wollen und deshalb die jetzige Frau Präsidentin plötzlich gebeten habe, von seiner Seite nichts mehr zu erwarten, ist gleichfalls von der Wahrheit weit entfernt, Der jetzige Präsident war ja damals dem Weinen nahe, als er mir bekannte, daß es mit Verlobung und Heirat wohl aus und vorbei sei. Er selbst hat einmal für eine Zeitschrift darüber geschrieben, wie er zu seinem heutigen Erfolge gelangt sei; er sagt dort: „... Ich hieß doch bei den Dorfleuten sogar der wahnsinnige junge Herr. Nur die Mutter – Gott sei ihr gnädig! – die damals noch lebte, und mein alter Freund, der jetzige erste Direktor, Herr Kijima, standen auf meiner Seite. Er, der vom fernen Tokio kam, mich aufzumuntern, sie, die Mutter in ihrem tief mitfühlenden Verständnis – das war ein Beistand, da jede Person wohl tausend Mann bedeutete. Was es zuletzt auch sein mochte, ob Heißwasserfeld, ob Erdölfeld, es würde jedenfalls zuletzt dem Vaterlande ewig zugute kommen, so dachte ich und war auf alles gefaßt und wollte vor keinem Hindernisse weichen, solange ich lebe!“ Das da Erzählte ist aber auch nicht alles unumstößliche Wahrheit. Bin ich doch zu ihm gekommen, ihm abzureden, und bei Gott! niemals, um ihn aufzumuntern. Mit der Mutter hatte ich auch schon alles und jedes vereinbart, Aber schließlich ist ja auch hier eine solche Berichtigung nicht unbedingt nötig. Lassen wir doch die Sache so, wie der gute Präsident der Gesellschaft das nun glaubt! Nur eines steht felsenfest, und daran läßt sich nicht rütteln: von Zeit zu Zeit nämlich muß ich denken: Was wäre denn aber geworden, wenn damals der General Yokota mit uns zusammen das Obergymnasium glücklich absolviert hätte.




³ 湯田 und 油田.

Diese Datei ist ein Anhang zur Webseite

`bohnerbiographie.zenwort.de`

Erstellt am 6. April 2018 von **Adi Meyerhofer**, München.

Der zugrundeliegende Text ist nach japanischem Urheberrecht gemeinfrei. Die vorliegende elektronische Bearbeitung wird unter den Bedingungen der *Creative Commons*-Lizenz  4.0, d. h. „Namensnennung“ und „Weitergabe unter gleichen Bedingungen“ zur Verfügung gestellt (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>).



<https://bohnerbiographie.zenwort.de>